

Leser, die wie Gauß ihre Kindheit in den ersten Nachkriegsjahrzehnten erlebt haben – wenn auch nicht unbedingt in einer österreichischen Stadt – stoßen Seite für Seite auf längst verschwundene Alltagsdetails, die heute vielleicht banal erscheinen, aber es in ihrer Kindheit nicht waren. Etwa



das von mehreren Parteien eines Mietshauses geteilte gemeinsame Telefon. Oder das klotzige Radiogerät mit dem »quer laufenden, grünlich leuchtenden Band«, das für die Information der Familien mit Weltnachrichten noch wesentlich wichtiger war als das Fernsehen. Oder die merkwürdige Duftmischung von Bohnerwachs, Schweiß und Leder, die für die Turnhallen jener Jahre so typisch war. Bevor die Bahnhöfe in den großen Städten zu Supermärkten mit Gleisanschlüssen umgestylt wurden, gab es für die wartenden Zuggäste »Non-Stop-Kinos«, in denen 24 Stunden lang Wochenschaubilder, Tier- und Zeichentrickfilme gezeigt wurden. Auch an dieses heute längst vergessene Unterhaltungsmedium erinnert der Autor. Manchmal evoziert Gauß in seinen Erinnerungen diese für jene Zeit typischen Phänomene nur kurz, aber auch dann haften sie lange im Gedächtnis des Lesers. Und auch in dem hier präsentierten Personenensemble, so typisch es vielleicht für den Autor war, kann man leicht Figuren identifizieren, die man selbst auch noch gekannt hat. Die vielen Kriegsversehrten etwa, die man in jeder größeren oder kleineren Stadt jener Zeit auf den Straßen antraf. Oder die mal gutwilligen, mal unfähigen, mal böss-aggressiven Lehrer, die der Autor in seinen ersten Schuljahren erlebt hat. Die den guten alten Zeiten nachtrauernden Großmütter und Großväter oder die sich durch ihre Nazi-Vergangenheit hindurchschwindelnden Onkeln und Tanten ...

In der neueren deutschsprachigen Literatur gibt es nur wenige Versuche, die Zeit der Kindheit so genau und empfindsam in dem von Pavese formulierten Sinn zu »überdenken« wie es Karl-Markus Gauß mit diesen autobiographischen Erzählungen gelungen ist.

CARL WILHELM MACKE

Karl-Markus Gauß: »Das Erste, was ich sah«, Zsolnay-Verlag, Wien 2013, 112 S., € 14,90.

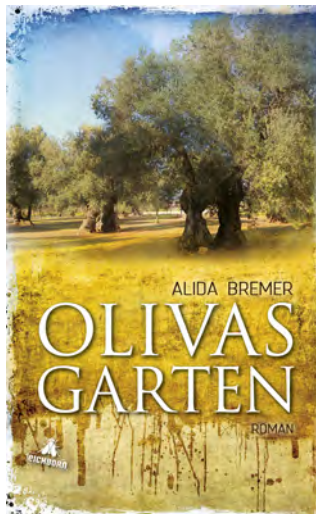
Wie meine Familie Kroatien überlebte

Alida Bremers Roman über die Erbschaft eines Olivenhains

Bisher war Alida Bremer unermüdlich unterwegs mit ihrer Übersetzertätigkeit kroatische aber auch serbische Literatur in Deutschland einem breiten Lesepublikum näher zu bringen. Sie organisiert federführend Buchmessen und bietet Autoren ein Forum auf deutschen Bühnen. Mit zahlreichen Veranstaltungen hat sie sich als Vermittlerin der Literatur des Balkans einen Namen gemacht. Sie lebt mit ihrem deutschen Mann schon lange in Münster und hat nun zum ersten Mal rechtzeitig zum Beitritt Kroatiens zur EU selber einen Roman auf Deutsch geschrieben, der gleichzeitig die Geschichte ihres Heimatlandes und die ihrer Familie aufarbeitet. Frauen sind es, die hauptsächlich zu Wort kommen; bis zur Urgroßmutter reichen die Recherchen der Autorin zurück, und die Frauen waren es auch, die unter der grausamen Geschichte Kroatiens im 20. Jahrhundert zu leiden hatten. Während die Männer Dalmatiens als Partisanen im Untergrund kämpften, hatten ihre Frauen sich mit den faschistischen Besatzern auseinanderzusetzen. Sie wurden in Lager verschleppt oder nach Italien deportiert, unter den Alliierten wurde dann sogar ein Teil der Bevölkerung in Nordafrika interniert. Die zahlreichen Schicksalsschläge sind aber nur eine Hälfte des Buches. Die Lebensfreude jener Frauen in diesem vom mediterranen Meer geprägten Teil Kroatiens zeugt von deren Stärke und Lebensmut, mit der sie die schrecklichen Wirren und Umwälzungen der Geschichte ertragen haben.

Die fiktive Rahmenhandlung des Romans lässt uns auch an der gegenwärtigen Situation Dalmatiens teilhaben. Die Erzählerin macht sich auf den Weg

in ihre Heimat, als ihr brieflich mitgeteilt wird, dass ihr ein Olivenhain von ihrer Großmutter vermacht wurde. Trotz aller bürokratischen Hemmnisse will sie das Erbe antreten. Kroatien ist mitten im neuen Kapitalismus angekommen und der wunderschönen Küstenregion mit ihren Inseln droht der Ausverkauf. Dagegen wehrt sich die weibliche Verwandtschaft, denn ein Land sei doch kein Supermarkt. Die Erzählerin merkt im Laufe des Romans, dass sie diese Familiengeschichte nicht nur wegen der Erbangelegenheiten aufarbeiten muss. Sie ist es diesen Frauen schuldig, die in den dicken Geschichtsbüchern nicht zu Wort kommen.



Die einzelnen Kapitel des Romans, die zwischen Gegenwart und Vergangenheit hin und her gehen, werden immer von einem Text über die Großmutter Oliva eingeleitet. Die Autorin will ihr damit eine besondere Aufmerksamkeit schenken. Sie war es, die vom Belgrader Internierungslager zu Fuß nach Hause zurückgekehrt ist und Bett und Sofa nicht mehr verlassen wollte, bis sie 1991 starb, als ein neuer Krieg das Land zu verheeren drohte.

Alida Bremers Roman ist ein Glücksfall, da er sowohl den Blick von außen auf die Geschichte des Landes zeigt, aber auch ganz tief in die Gemütslage der Menschen blicken lässt.

THOMAS MAHR

Alida Bremer: »Olivas Garten«, Roman, Eichborn Verlag, Köln 2013, 320 S., € 19,99.

